

CHRISTA BERNUTH

WER
SCHULD
WAR

ROMAN



Der Hass. Der kommt, wenn die Liebe sich verzogen hat, aber kein Ersatz da ist. Da ist dann ein Loch, und das füllt der Hass.

»Du hast keine Lust, gib's doch zu!«

Ach, Scheiße, dann lassen wir's eben. Aber das sagt sie nicht. Genau das sagt sie nicht. Sondern: »Natürlich hab ich Lust. Das ist nicht der Punkt.«

Und natürlich antwortet er darauf: »Sag es einfach.«

»Was denn?«

»*Ich habe keine Lust.*«

»Wieso denn? Nein!«

»I-c-h h-a-b-e ...«

»Hör jetzt auf! Hör auf!«

Hinten im Wagen liegt die Tasche mit dem Theresa-Logo, und darin befinden sich die neuen Schuhe von Costume National, die darauf warten, anprobiert zu werden. Außerdem ist es wahnsinnig heiß, zumindest zu heiß, um zu skaten, was jeder normale Mensch einsehen und nur er als Ausrede werten würde, weil er findet, dass sie ein faules Stück ist und sich von dieser Meinung so schnell nicht mehr abbringen lassen wird.

Und wenn schon, na, und? Ja, sie hat keine Lust, sie ist heute einfach mal ein faules Stück, und was, bitte, ist dagegen einzuwenden?

»Wenn ich sage, dass ich keine Lust habe, bist du beleidigt, oder? Gib's zu!«

»Ach, lass mich in Ruhe.«

Sie legt den Kopf in den Nacken, öffnet seine maulende Stimme nach, wird dabei viel zu laut, weil etwas in ihr die Oberhand gewinnt, etwas Fremdes, Feindseliges, das sie unbedingt unterdrücken wollte und das ihr jetzt trotzdem feist grinsend im Nacken sitzt. »Und? Sollen wir den ganzen Tag zu Hause sitzen? Ist es das, was du dir unter Freizeitgestaltung vorstellst?«

»Na schön. Mir reicht's.« Jetzt tritt er den Beweis an, dass in Wirklichkeit sie diejenige ist, die ausflippt, während er ganz kalt, ruhig, trocken und unangreifbar wird. »Fahren wir nach Hause.«

Aber das ist es ja auch nicht, was sie will, und schon bereut sie es, dass sie es schon wieder so weit hat kommen lassen, anstatt einfach zu tun, was er vorschlägt. Eine Stunde lang, dann hätte sie ja wieder ihre Ruhe, könnte ihre Schuhe anprobieren, es sich anschließend mit einem Buch auf dem Sofa gemütlich machen, ihn und seine anstrengenden Wünsche und Forderungen einfach ausblenden.

»Wir fahren nach Hause«, sagt er. »Du legst dich aufs Sofa und liest, und ich setze mich vor den Computer.«

»Wie immer, oder?«

»Ja, genau. Wie immer.«

»Das muss ich mir nicht anhören.«

»Du musst überhaupt nichts.«

»Ist schon gut.«

»Wir unternehmen sowieso nichts mehr gemeinsam.«

»IST SCHON GUT!« Sie parkt das Auto einfach irgendwo an den nächstbesten Straßenrand, haut knirschend den Rückwärtsgang rein und rutscht dabei fast auf einen abschüssigen Feldweg neben der Straße, weil ihr jetzt alles vollkommen egal ist. Er hat seinen Willen bekommen, ist aber trotzdem nicht zufrieden, während sie dasteht wie eine unzurechnungsfähige Hysterikerin, die

sich nicht mal mit Geschrei durchsetzen kann. Die Quintessenz dieses grässlichen Tages lautet, dass nichts mehr zu retten ist.

»Was soll das? Ich denke, du willst nach Hause.«

»Nein. Wir machen jetzt genau das, was du willst.«

»Mir ist die Lust vergangen.«

»Dann bleib sitzen.«

»Ihr Name?«

»Barbara Fleiss.« Der Polizist ist stämmig und jung. Er schwitzt. Seine Kollegin ist einen Kopf größer und schreibt fleißig mit.

»Haben Sie Papiere?«, fragt der Polizist. Er nimmt seine Mütze ab, streicht sich durch die kurzen blonden Haare und setzt sie wieder auf. Diese Bewegung macht er wahrscheinlich zwanzig bis dreißig Mal täglich, ohne es zu merken. Sein Hemdkragen sieht feucht aus.

»In der Handtasche. Die ist weg.«

»Warum haben Sie das Auto eigentlich ausgerechnet hier abgestellt?«

»Entschuldigung, wir sind doch nicht in der Bronx!«

»Die Gegend ist einsam. Kaum Wohnhäuser, fast nur Gewerbe. Am Wochenende ist wenig los. Das zieht potenzielle Täter natürlich an.«

»Der Asphalt ist gut. Ganz neu, sehr fein, schön glatt, keine Risse. Der beste Asphalt der Stadt. Ideal zum Skaten.« Sie ist vollkommen durchgeschwitzt. Wahrscheinlich klebt ihr die Wimperntusche verschmiert unter den Augen. Sie hasst das.

»Aha«, sagt der Polizist und sieht sie jetzt durchdringend an, als sei sie drauf und dran, etwas zu gestehen. Sie zeigt mit dem Kopf in die Richtung des Mannes, mit dem sie seit acht Jahren zusammen ist und seit fünf Jahren zusammenlebt. Er hat sich an einen Baum gelehnt, sieht ir-

gendwohin und tut so, als ginge ihn das alles nichts an. Als ginge sie ihn nichts an. Der Polizist folgt gehorsam ihrem Blick.

»Außerdem müssen Sie das ihn fragen«, sagt sie. »Er wollte hier parken.«

»Verstehe.«

»Er wollte unbedingt hier parken. Und ich habe jetzt ein aufgebrochenes Auto.« Sie hebt ihre Stimme, aber er reagiert nicht. Der Polizist macht ein Gesicht, als sei ihm das peinlich. »Würden Sie hier bitte unterschreiben«, sagt er. »Und da!«

Sie unterschreibt in ihrer Krakelschrift, die kein Mensch lesen kann, nicht einmal sie selbst. »Gibt es eine Chance, die Sachen zurückzubekommen?«

»Also ...«

Das hört sich nicht gut an.

»Anfänger erwischt man leichter. Vielleicht waren es Anfänger. Es sieht nicht sehr professionell aus.«

»Wird die Versicherung zahlen? Wenigstens für das eingeschlagene Fenster?«

»Das müssen Sie mit Ihrer Versicherung klären.«

»Aber Sie haben doch bestimmt Erfahrung mit solchen Sachen.«

»Zu Versicherungen kann ich nichts sagen.«

BARBARA

Als Barbara noch klein war, explodierte der Weihnachtsbaum, stand plötzlich als Kugel mitten im Raum, erleuchtete ihn wie eine Sonne im Miniformat, und ein paar Sekunden später hatte sich die Welt um sie herum verwandelt, waren Wände und Möbel total verkohlt, und der Baum sah hässlich und nackt aus.

In der Nacht vor Pauls Beerdigung träumt Barbara von einer Tanne, die sich in einen Feuerball verwandelt, bevor sie zusammenschrumpft und ein pechschwarzes Skelett hinterlässt. Aber das Schlimmste ist die Erkenntnis, die sie wie ein Blitz durchfährt: dass das hier nämlich ihre Schuld ist, nicht nur die brennende Tanne, auch Pauls Tod und Manuels Verschwinden. Weil sie zerstört, was immer sie anfasst, auch dann, wenn sie nur das Beste will oder gar nichts will oder alles nicht so gemeint hat.

Sie macht die Augen auf. Wahnsinn, ihre Lider sind tonnenschwer, aber immerhin verschwindet der Traum irgendwo im Unterbewusstsein, wo er sich in aller Ruhe auf seinen nächsten Angriff vorbereiten kann. Barbara, die notorische Zünderin, hat nämlich den Baum damals tatsächlich angezündet und ist nie ordentlich bestraft worden. Bis heute hat sie noch das Zischen des Streichholzes im Ohr und den Geruch der glühenden Tannennadeln in der Nase, von dem ihr jedes Weihnachten schlecht wird. Sie starrt an die Zimmerdecke, als gäbe es da irgendetwas, das ihr Halt geben könnte, während ihr rechtes Bein kribbelt und sich ihre Kiefermuskeln anfühlen, als hätte sie die